

JoSch

Journal der Schreibberatung *Rezension*

Wortkunstforschung

Peter Braun

Wer Andere in ihrem Schreiben berät, macht immer wieder die Erfahrung, wie vielfältig die Wege sind, die sie dazu einschlagen. Wie bunt sind die Schreibtemperamente, wie verzweigt die Gewohnheiten und wie individualisiert die Strategien! Die zehn goldenen Regeln, die man nur befolgen müsste und am Ende stünde dann die perfekte oder wenigstens die gelungene wissenschaftliche Arbeit, existieren nicht. Für die Beratenden bleibt, die Stärken und Schwächen ihres Gegenübers zu erkennen, jene zu fördern und für diese Hilfestellungen zu bieten. Im günstigsten Fall gelingt es dabei, die Ratsuchenden in einen Prozess des Nachdenkens über das Schreiben zu verstricken und sie so einen kleinen Schritt von einem intuitiven zu einem reflektierten Verhältnis zur Sprache zu führen.

Es gibt indes nur ganz wenige Bücher, die Schreibende wie Beratende anleiten, einen solchen reflexiven Standpunkt zu gewinnen. Der Markt ist fast ausschließlich von Ratgebern dominiert. Deren Versprechen ist es, anwendungsorientiert zu sein und Lösungen zu bieten. So orientieren sie sich am Schreibprozess – unter Bezug auf die entsprechenden linguistischen

JoSch Ausgabe 2/ April 2011

P. Braun/ Wortkunstforschung

Forschungen seit den 1970er Jahren –, und zielen auf einen Musterplan wissenschaftlicher Schreibprojekte, für dessen unterschiedliche Phasen sie dann unterstützende Techniken an die Hand geben. Das ist zweifellos nützlich – gerade für Studierende, die vor ihrem Abschluss stehen und sich fragen, wie sie die letzte große Hürde vor dem Ziel nehmen können. Eine Schule des Nachdenkens über die Sprache und das Schreiben bieten die Ratgeber jedoch nicht.

Auf erfrischende und inspirierende Weise erfüllt dies nun ein neues Buch. "Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist. was sie kann" lautet sein Titel, geschrieben von Thomas Steinfeld, dem leitenden Kulturredakteur der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG. Das Buch unternimmt einen Streifzug durch die Geschichte der deutschen Sprache und verbindet ihn zugleich mit einer fröhlichen Stilkunde. Dabei bereitet es bei der Lektüre hohen Genuss. Denn es versprüht Enthusiasmus und Leidenschaft für die deutsche Sprache. Schon nach wenigen Kapiteln hat sich die Haltung zur eigenen Sprache verwandelt: Sie erscheint dann nicht länger als mehr oder weniger starres Gebilde, das einem durch die Schule mittels Diktat und Schönschreibübungen eingetrichtert worden ist, sondern sie entsteht neu als ein lebendiger, sich ständig entwickelnder und nicht zuletzt schöner Organismus. Und wir selbst sind ein Teil davon. Mit jedem Satz, den wir sprechen oder schreiben, verkörpern wir diesen Organismus, vergegenwärtigen wir seine Geschichte und treiben seine Entwicklung voran. Mit jedem Satz geht die deutsche Sprache durch uns hindurch.

Wie schafft es der Autor, eine derartige Wirkung zu erzielen? Das Buch ist in 33 kleine Essays gegliedert, die jeweils für sich stehen und nur lose miteinander verknüpft sind. Nach essayistischer Manier bauen sie nicht aufeinander auf, so dass man sich nach Lust und Neugier seinen eigenen Lektüreweg bahnen und die Kapitel nach Belieben wiederlesen kann. Eine

JoSch Ausgabe 2/ April 2011
P. Braun/ Wortkunstforschung

Reihe von ihnen beobachtet die deutsche Sprache in einzelnen Sätzen, die zumeist von Schriftstellern stammen. Die Bandbreite reicht hierbei von Martin Luther und Jacob Böhme über Lessing, Goethe und Büchner bis zu Eckard Henscheid, Brigitte Kronauer, Sibylle Lewitscharoff und Rainald Goetz. Hierbei schwingen sich die Essays zu einer fröhlichen Stilkunde auf. Sie behandeln, stets auf der Grundlage genauer Beobachtung des Einzelfalls und niemals normativ, die zentrale Bedeutung des Verbs ebenso wie die Eigenart von Substantiven; sie spüren der ganz eigenen Valenz des Partizips nach und lauschen dem Atem der Satzzeichen. Oder sie meditieren an Beispielssätzen von Adalbert Stifter und W.G. Sebald über die Konjunktion „und“. Und vieles mehr.

Bald jedoch führen die Essays weit in die Sprach- und mithin Kulturgeschichte des Deutschen zurück und zeichnen ihre entscheidenden Stationen nach: Wie sie bei Martin Luther in dessen Bibelübersetzung zum ersten Mal die Gestalt einer deutschen Hochsprache für alle Teile der Gesellschaft und über die Dialekte hinweg annahm; wie sie sich im 17. Jahrhundert allmählich aus der Klammer des Lateinischen befreite, von dem sie zugleich immer durchdrungen geblieben ist, und langsam zu den anderen europäischen Kultursprachen, dem Italienischen, dem Französischen und dem Englischen, aufschloss; und wie sie schließlich zwischen 1760 und 1830 ihre Blütezeit erreichte, in der sie von einer Handvoll Schriftsteller und Gelehrter mit enormer sprachschöpferischer Energie für alle Belange mit einem eigenen Wortschatz ausgestattet und ihr eine eigene, antike Vorbilder schließlich hinter sich lassende Melodie verliehen worden ist. Steinfeld macht in seinem Buch immer wieder darauf aufmerksam, in welchem Maß das Deutsche eine von Philosophen und Schriftstellern geschaffene Sprache ist, die sich in der Ferne zur Politik entfalten konnte. Niemals hatte sie ein Reich zu regieren und dafür zu sorgen, dass ein Erlass oder Gesetz in allen Teilen verstanden worden ist; niemals auch hatte sie eine höfische Macht zu

repräsentieren. Vielmehr hat sie ihre Frische und ihre Kraft immer daraus gezogen, dass sich Einzelne, wie Luther, wie der frühe Goethe, für ihr Schreiben an der gesprochenen Sprache orientiert und in ihren Texten ein Ideal der wiedererkennbaren Nähe zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache verwirklicht haben – gegen die jeweils Mächtigen, gegen das ritualisierte Latein der katholischen Kirche und gegen das konventionalisierte Französisch an den Höfen. Steinfeld stellt hierbei die große Bedeutung jener Strömung heraus, die in der Literaturwissenschaft unter „Empfindsamkeit“ geführt wird. Damit ist eine Generation junger Intellektueller bezeichnet, die in den 1780er Jahren nichts weniger unternimmt, als eine „Vermessung der Innenwelt“ (Hazel Rosenstrauch). Gemüt, Gefühl, Seele – bis dahin fest in kirchlicher Hand – erschienen plötzlich als ein Neuland, das es zu entdecken galt. Und dafür musste zuerst eine Sprache erschaffen werden. So vollzog sich die Erkundung dieser neuen Innenwelt in Eins mit der Kreation einer neuen Sprache. Ihr Medium waren die Briefe, die intensiv gewechselt wurden. Drei bis vier Stunden am Tage für das Schreiben von Briefen zu reservieren, war dabei keine Seltenheit.

Auch staunt man als Leser nicht wenig, wenn man weiter erfährt, wie verbreitet in der Mitte des 19. Jahrhunderts die deutsche Sprache war, obwohl ihr – oder vielleicht gerade weil ihr – keine politische Macht den Rücken stärkte. Scheinbar spielend verströmte sich diese Sprache über ganz Europa, anderen Sprachen, von denen sie Elemente aufnahm, dabei stets mit Respekt belegend. Ihr Verbreitungsraum reichte im Süden bis zur Adria, im Osten bis nach Siebenbürgen und bis nach Czernowitz, im Westen bis in das Elsass und im Norden bis nach Skandinavien und ins Baltikum. Deutsch, so Steinfeld, sei in jener Zeit nicht die Sprache einer Nation gewesen, sondern eines Raumes, dessen Grenzen fließend waren. Den Endpunkt ihrer Blütezeit markiert für Steinfeld schließlich das Jahr 1880. Damals erschien

das Vollständige orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache – ein Vorläufer des Duden. Nur wenige Jahre nach der Reichsgründung erschienen, gerät hierin das Deutsche erstmals unter staatliche Kontrolle, wird reglementiert und normiert.

In das 19. und frühe 20. Jahrhundert fällt auch jene Epoche, wie man an anderer Stelle des Buches erfährt, in der das Deutsche die Sprache der damaligen Leitwissenschaften war: zunächst der Philosophie mit dem deutschen Idealismus, dann der Altertums- und Geschichtswissenschaften, der Theologie und der Volkswirtschaft, schließlich der Soziologie und der Psychoanalyse. Gemeinsam war ihnen, dass ihre wichtigsten Vertreter ein klares und präzises Deutsch schrieben, ohne Anspruch auf Expertentum und ohne Jargon. Man denke an Max Weber und Sigmund Freud. Sie orientierten sich an der klassischen Literatursprache und verbanden sie mit der Beschreibungssprache der Naturwissenschaften – und schufen aus dieser Synthese ihr Wissenschaftsdeutsch. Seitdem haben sich die Wissenschaftskulturen in ungeheurem Maß weiter verzweigt und spezialisiert und längst hat das Englische den Platz der internationalen wissenschaftlichen Verkehrssprache eingenommen. Dennoch wird einem bei der Lektüre bewusst, wie sehr auch heute noch Studierende ihr Deutsch, das sie während des Studiums für wissenschaftliche Texte zu verwenden lernen, an diesen alten Meistern schulen können.

Es mag nahe liegen, in Steinfelds Buch eine alte Tradition wiederbelebt zu sehen – jene der Stilfibeln, die bis in die 1950er und 1960er Jahren in jeden bürgerlichen Bücherschrank gehörten. Noch heute begegnet man mitunter Menschen – sie sind um die 70 und älter –, die mit diesen Stilfibeln aufgewachsen und von ihnen verdorben sind und sich bis heute als Wortpolizisten verstehen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit erheben sie den Zeigefinger und belehren ihre Gesprächspartner über den korrekten

JoSch Ausgabe 2/ April 2011
P. Braun/ Wortkunstforschung

Gebrauch des Konjunktivs oder die feine Unterscheidung zwischen ‚als‘ und ‚wie‘. Sie verraten, wessen Geistes Kind die Stilfibeln waren – allen voran die erfolgreiche von Ludwig Reiners aus dem Jahr 1951 mit dem Untertitel: „der sichere Weg zum guten Deutsch“. Sie argumentierten streng normativ; sie setzten die Regeln, sie hüten und wachen über die Sprache. Eine frühere Fassung erschien bereits 1943 unter dem Titel "Deutsche Stilkunst". Und es gruselt einen geradezu, wenn man im Vorwort zur Ausgabe von 1951 den Rat an die Leser liest, sie mögen, falls sie nicht genügend Charakterstärke besäßen, um das Buch im Selbststudium diszipliniert durchzuarbeiten, es am besten verbrennen. Als hätten in diesem Land nicht schon genügend Bücher gebrannt. Nein! Steinfelds Buch ist davon denkbar weit entfernt. Denn Steinfeld geht es nicht darum, Regeln aufzustellen oder gar darüber zu urteilen, was ein gutes Deutsch sei. Vielmehr beobachtet er die Sprache in ihrem Gebrauch und lässt sich dadurch zu Reflexionen, manchmal auch Meditationen anregen. Er will tatsächlich zur Sprache verführen – und mehr noch zum Nachdenken und Nachsinnen über die Sprache. Für dieses Programm hat Steinfeld einen einsamen Vorläufer gefunden: den österreichischen Romanisten jüdischer Herkunft Leo Spitzer, dessen akademische Laufbahn und erzwungene Emigration über Deutschland, die Türkei in die USA geführt hat. In seinen Arbeiten durchdringen sich die Betrachtung von Grammatik, Stil und Literatur. Er nannte es „Wortkunstforschung“.

Wer Andere in ihrem Schreiben berät, wird aus dem Sprachverführer von Thomas Steinfeld keinen unmittelbaren, praktischen Nutzen ziehen können. Neue Materialblätter für Ratsuchende werden sich damit nicht füllen lassen. Gleichwohl wird er für seine Tätigkeit reichlich von der Lektüre profitieren. Denn das Buch vermittelt etwas, das heute selten geworden ist: eine Begeisterung für das Deutsche, für den Reichtum seiner Ausdrucksmöglichkeiten und die Besonderheiten seiner Geschichte, für

JoSch Ausgabe 2/ April 2011
P. Braun/ Wortkunstforschung

seine Schönheit. Von Kapitel zu Kapitel wächst beim Lesen ein dichtes reflexives Bewusstsein für die eigene Sprache. Und etwas davon wird er mit Sicherheit an seine Gesprächspartner weitergeben.

Literatur:

Steinfeld, Thomas (2010): Der Sprachverführer. Die deutsche Sprache: was sie ist, was sie kann. München: Hanser.

Ergänzend, besonders zur Zeit der „Empfindsamkeit“ und zur literarischen Erfindung des Deutschen:

Rosenstrauch, Hazel (2009): Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt (Die Andere Bibliothek). Frankfurt/M.: Eichborn.

Und als Kontrast: Reiners, Ludwig (1951): Stilfibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch. München: Beck. (Dieses Buch ist 2007 als Taschenbuch bei DTV neu aufgelegt worden.)

Zu dem Autor:

Dr. Peter Braun, Friedrich-Schiller-Universität, Jena. Leiter des Universitätsprojekts "SchreibenLernen" und des DAAD-Projekts "SchreibenLernen interkulturell", studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Ethnologie. Von 1997 bis 2009 arbeitete er als Dozent an der Universität Konstanz.